

schung unentbehrlich. Dabei ist nicht auszuschließen, daß einige Punkte auch in Zukunft noch Raum für Diskussionen bieten.

HILDEGARD SAHLER

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege  
München

**Antje Grewolls: Die Kapellen der norddeutschen Kirchen im Mittelalter.** Architektur und Funktion; Phil. Diss. Kiel 1997; Kiel: Ludwig 1999; 440 S., 174 Abb.; ISBN 3-9805480-3-1; DM 68,-

Obwohl eine Kirche in hohem Maße durch den An- oder Einbau von Kapellen geprägt ist und private Stifterkapellen geradezu ein Paradethema für die Patronageforschung darstellen könnten, existierte bis zu der hier anzuzeigenden Arbeit von Antje Grewolls nur eine einzige Untersuchung, die sich gezielt mit Kapellen als Teil des Ausstattungsensembles von Kirchen beschäftigt, die Bonner Dissertation von ANNEGRET HÖGER<sup>1</sup>. Im Übrigen wurde das Thema meist nur gestreift, dabei hatte die Forschung aber die Klärung anderer Fragen im Sinn: Durch die Untersuchung der ab ca. 1225 entstandenen Langhaus- und Chorkapellen von Notre-Dame in Paris – einem der frühesten Beispiele für den Umbau von Seitenschiffjochen in Kapellen – gewann DIETER KIMPEL Aufschluß über Chronologie und stilistische Entwicklung der Kathedrale<sup>2</sup>. ALISON LUCHS ermittelte in ihrer Arbeit über die Florentiner Zisterzienserkirche S. Maria Maddalena di Cestello die Auftraggeber der zehn Seitenkapellen und rekonstruierte deren Ausstattung<sup>3</sup>. Gerade für Florentiner Kirchen, etwa SS. Annunziata oder die Badia Fiesolana, liegen aus den letzten Jahren weitere Untersuchungen vor, die Fragen der Patronage am Beispiel einer oder mehrerer Kapellen zu klären suchen<sup>4</sup>. Und HOWARD COLVIN schließlich stellte zusammenfassend Kapellen als Memorialdenkmäler vor<sup>5</sup>; daran lassen sich Einzelstudien anschließen, die sich freistehenden Kapellen widmen<sup>6</sup>. Anders als Antje Grewolls es eingangs ihrer Arbeit feststellt, ist für einzelne, vor allem geographisch definierte Bereiche der Forschungsstand also nicht ganz so desolat. Gleichwohl darf ihre Arbeit als grundlegend be-

1 ANNEGRET HÖGER: Studien zur Entstehung der Familienkapelle und zu Familienkapellen und -altären des Trecento in Florentiner Kirchen; Phil. Diss. Bonn 1976.

2 DIETER KIMPEL: Die Querhausarme von Notre-Dame zu Paris und ihre Skulpturen; Phil. Diss. Bonn 1971, v. a. S. 31–43 u. 86–92.

3 ALISON LUCHS: Cestello. A Cistercian Church of the Florentine Renaissance (*A Garland Series. Outstanding Dissertations in the Fine Arts*); Phil. Diss. Baltimore 1975; New York und London 1977.

4 Vgl. etwa JOHN R. SPENCER: Andrea del Castagno and his Patrons; Durham und London 1991; PAULA NUTTALL: The Patrons of Chapels at the Badia of Fiesole, in: *Studi di Storia dell'Arte* 3, 1992, S. 97–112, sowie verschiedene Aufsätze von EVE BORSOOK.

5 HOWARD COLVIN: Architecture and the After-Live; New Haven – London 1991, v. a. S. 155–160 u. 190–205.

6 Vgl. exemplarisch BRUNO BUSHART: Die Fuggerkapelle bei St. Anna in Augsburg; Berlin – München 1994; und DIETRICH ERBEN: Bartolomeo Colleoni. Die künstlerische Repräsentation eines Condottiere im Quattrocento (*Studi. Schriftenreihe des Deutschen Studienzentrums in Venedig*, Bd. 15); Diss. Phil. Augsburg 1994, Sigmaringen 1996, S. 89–148.

zeichnet werden; erstmals untersucht sie für den norddeutschen Bereich zusammenfassend das Thema der spätmittelalterlichen Kapelle – einem nach Antje Grewolls Definition „mit einem Altar ausgestatteten gottesdienstlichen Raum, der liturgisch selbständig, architektonisch aber Teil der Kirche ist“ (S. 9). Die geographische Region bezeichnet die Autorin als „Backsteingebiet“ und beschreibt sie als „Kunstlandschaft“ (S. 9), weniger problematisch – man vergleiche etwa die Bemerkungen HARTMUT BOOCKMANNs zu diesem Thema<sup>7</sup> – sind die Grenzen des Betrachtungszeitraums, sie werden bestimmt durch die frühesten nachweisbaren Kapellen für den Lübecker Dom und die Marienkirche aus den 1320er Jahren und durch den Beginn der Reformation.

Die Arbeit gliedert sich in einen Untersuchungs- und einen geringfügig umfangreicheren Dokumentationsteil. Die Forschungsleistung ist enorm, da zur Klärung der Besitz- und Nutzungsfragen Bestände der Archive in den Städten Wismar, Rostock, Stralsund und Lübeck durchgesehen werden mußten – vor allem Visitationsprotokolle der Reformationszeit, aber auch Erwähnungen privater Meßstiftungen etwa in Urkunden wie Testamenten oder auch in Stadtbüchern. Hinzu kommt die Autopsie der Architekturen selbst, um vor allem Fragen der Bauchronologie klären zu können.

Platz für Kapellen bot zunächst das Langhaus als Raum der Laien. Hier wurden Kapellen an bestehende Gebäudeteile angebaut oder als Einsatzkapellen bereits von Beginn an in eine Neubauplanung einbezogen – dies geschieht ab den dreißiger Jahren des 14. Jahrhunderts offenbar zeitlich früher als bisher angenommen (S. 37). Wenn das Langhaus keinen Ort mehr bot, wurden private Kapellen in Türmen oder am Chor eingerichtet, letzteres fast ausschließlich in den Kirchen der großen Städte, da hier der Langhaus- oder Turmbereich schon besetzt und so Platzmangel eingetreten war. Daß dies aber nicht grundsätzlich gilt, zeigt das Beispiel der Lübecker Marienkirche, wo sich keine einzige Umgangskapelle im privaten Besitz befand (S. 53 und 101 f.). Auch die Zisterzienser gingen offenbar zunächst sehr restriktiv mit Rechten einzelner am Kirchenbau um, die erste Privatkapelle findet sich hier zu Beginn des 14. Jahrhunderts in der Johanneskirche zu Lübeck. Gesondert hinzuweisen ist auf eine heute nicht mehr erhaltene Annexkapelle der Stadtkirche von Bützow, die Antje Grewolls erstmals bekannt macht (S. 64 u. Abb. 57): Sie war als Zentralraum angelegt, über einem Mittelpfeiler erhob sich offenbar ein Sterngewölbe. Zusammen mit der Briefkapelle der Lübecker Marienkirche gehörte sie zu den frühesten derart gestalteten Kleinräumen in Norddeutschland.

Neben der Lage im Kirchenraum interessieren Antje Grewolls auch die Funktionen der Kapellen; sie unterscheidet Ratskapellen, Leprosenkapellen, Heilig-Grabkapellen, Marienzeitenkapellen – ab der Mitte des 15. Jahrhunderts für fast jede Pfarrkirche nachweisbar, dienen diese dem täglichen Stundengebet zu Ehren der hl. Jungfrau (S. 94) – von den Gottesdienst- und Begräbniskapellen. Bei allen Kapellen

<sup>7</sup> HARTMUT BOOCKMANN: Wissenschaftliche Annexionen?, in: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 53, 1990, S. 145–149.

wurde versucht, Erwerb und Besitzverhältnisse zu eruieren sowie darüber hinaus die Innenausstattung zu rekonstruieren und die Nutzung zu ermitteln. Je nach Architektur und Ausstattung zahlte man für eine Kapelle mit einer Summe zwischen 400 und 1000 Mark lübscher Pfennige ungefähr den Preis eines Hauses<sup>8</sup>. In einem eigenen Abschnitt werden darüber hinaus „andere Anbauten“ wie Vorhallen, Beinhäuser sowie Sakristeien und Bibliotheken untersucht.

Das zentrale Kapitel des Untersuchungsteils behandelt den Kapellenbau in den vier großen Städten des wendischen Quartiers der Hanse, in Lübeck, Rostock, Wismar und Stralsund. Gefragt wird hier, wann und in welcher Kirche die ersten Kapellen entstanden, wie und in welcher Größenordnung sich der Kapellenbau weiterentwickelte, und welcher sozialen Schicht die Besitzer zugehörten. Alle diese Fragen werden weitgehend beantwortet, zusammenfassend stellen zehn Diagramme die Anzahl der erbauten Kapellen über die Jahre sowie die soziale Stellung der Besitzer dar. Der Leser vermißt allerdings zuweilen nähere Einlassungen auf die Intentionen der Stifter; Antje Grewolls beläßt es hier bei der Feststellung der tatsächlichen Funktion einer Kapelle als Ort der Seelenmesse (S. 10) oder der Grablege (S. 88). Auffallend ist, daß mit der Zunahme der privaten Meßgründungen in Rechtsform der Vikarie im Laufe des 14. Jahrhunderts auch die Zahl der Kapellen zunimmt. Diese Beobachtung läßt sich auch für Florenz treffen, sowohl was die Zahl der Messen als auch der Kapellen betrifft: In S. Lorenzo wurden täglich über 100 Messen gelesen<sup>9</sup>, insgesamt nimmt die Zahl der Kapellen in Florenz bis zum Ende des Quattrocento auf über 700 zu<sup>10</sup>.

Antje Grewolls' primäre Intention ist eher eine „den Quellen folgende Darstellung der Sache als eine Interpretation“ (S. 14). Und dennoch finden sich weiterführende Erkenntnisse: Der Einbau von Kapellen förderte offenbar die Entwicklung neuer Fensterformen, da sich die Belichtungssituation in der Kirche änderte<sup>11</sup> (S. 31). Zahlreiche Beispiele belegen die These, daß durch die Stiftung einer Einsatzkapelle der gesamte Kirchenbau mitfinanziert wurde<sup>12</sup> (S. 71). Zuweilen ist eine soziale Stufung der Kapellen nach ihrer räumlichen Lage nachweisbar, dies ist aber keineswegs – wie sich etwa in Stralsund zeigen läßt (S. 118, 128) – der Regelfall. Und für Einzelbauten, etwa St. Marien in Danzig (S. 58), den Lübecker Dom (S. 167) und St. Nikolai in Wismar bringt die Analyse der Kapellen manche Präzisierung der Baugeschichte.

8 Vgl. ANTJE GREWOLLS: Die Kapellen mittelalterlicher Kirchen im südlichen Ostseeraum. Funktionale, soziale und sakraltopographische Zusammenhänge, in: *Die sakrale Backsteinarchitektur des südlichen Ostseeraums – der theologische Aspekt*; Hrsg. GERHARD EIMER und ERNST GIERLICH; Berlin 2000, S. 71–79.

9 ROBERT GASTON: Liturgy and Patronage in San Lorenzo, Florence, in: *Patronage, Art, and Society in Renaissance Italy*, Hrsg. FRANCIS WILLIAM KENT und PATRICIA SIMONS; Canberra und Oxford 1987, S. 111–133, hier S. 130.

10 ALEXANDER MARKSCHIES: „Gebaute Armut“. San Salvatore e San Francesco al Monte in Florenz (1418–1504); Phil. Diss. Bonn 1998; Berlin und München 2001, S. 112.

11 Diese These formulierte auch DIETER KIMPEL beiläufig für Notre-Dame in Paris (wie Anm. 1, S. 33).

12 Dies ist auch für Florentiner Kirchen nachgewiesen worden, von Luchs (wie Anm. 2), S. 38–40; und RICHARD GOLDTHWAITE: *The Building of Renaissance Florence. An Economic and Social History*; Baltimore – London 1980, S. 13 u. 100.

Kapellen der mittelalterlichen Kirchen sind – ähnlich wie Grabmäler – auf dem Weg, sich zu einem fest etablierten Thema zu entwickeln, bei dessen kontinuierlicher Erforschung Historiker, Kunsthistoriker und Liturgiewissenschaftler allerdings nachhaltiger zusammenarbeiten müßten<sup>13</sup>. Eine weitere Grundlage dafür hat Antje Grewolls gelegt.

ALEXANDER MARKSCHIES  
*Institut für Kunstgeschichte*  
 RWTH Aachen

<sup>13</sup> Vgl. auch den in Anm. 8 genannten Sammelband.

**Yvonne Yiu: Jan van Eyck. Das Arnolfini-Doppelbildnis.** Reflexionen über die Malerei (*Nexus*, 51); Frankfurt/Main: Stroemfeld 2001; 252 S. mit 79 SW-Abb. und 8 Farbtaf.; ISBN 3-86109-151-8; DM 48,-

Über kein Gemälde der altniederländischen Malerei ist soviel geschrieben worden wie über das „Arnolfini-Doppelbildnis“ Jan van Eycks, das zum ersten Mal bestimmte Individuen, einen Mann und eine Frau, ganzfigurig in einem bürgerlichen Interieur darstellt; allein seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts sind an die zwanzig Monographien oder monographische Aufsätze über das Bild publiziert worden – Erörterungen in übergreifenden Darstellungen wie Van Eyck-Monographien oder Geschichten der altniederländischen Malerei nicht gerechnet. Yvonne Yiu meint dennoch, dem Gemälde bedeutende neue Erkenntnisse abgewinnen zu können: „Es überrascht, daß, obwohl die Wichtigkeit von *speculum* und Spiegelung für Jan van Eycks Reflexion über die Malerei erfaßt worden ist, das *Arnolfini-Doppelbildnis* noch nie eingehend unter diesem Gesichtspunkt diskutiert worden ist“ (S. 11). Der Untertitel formuliert also das eigentliche Anliegen der Studie. Bei dem sehr ansprechend gestalteten Buch scheint es sich, den knappen Hinweisen auf dem Umschlagtext zufolge, um die Basler Dissertation der Autorin zu handeln. Die Untersuchung wurde mit dem PRIX ART-FOCUS 1999 der Association Suisse der Historiens et Historiennes de l'Art ausgezeichnet.

Um ihre Ausführungen, wie Yvonne Yiu sagt, auf eine solide Grundlage zu stellen, gibt sie einen „Forschungsrückblick“, der schließlich mehr als die Hälfte des Textes umfaßt (131 von 210 Seiten; ab S. 211 folgen Zusammenfassung, Literaturverzeichnis und Bildtafeln). Leider sind dabei aber schwerwiegende Lücken festzustellen, von denen nur die wichtigsten angeführt seien. Frühe Inventareinträge und die Provenienz des Gemäldes erlauben es, in dem dargestellten Mann einen Angehörigen der Luccheser Kaufmannsfamilie der Arnolfini zu sehen, die in Brügge ihre weitverzweigten Geschäfte betrieb. Gegen die bisher übliche nähere Identifizierung der Dargestellten mit dem gut dokumentierten Giovanni di Arrigo Arnolfini und der aus höchsten Schichten der Aristokratie stammenden Giovanna Cenami führt die Autorin schwache Argumente an. Ihr ist nicht bekannt, daß, wie JACQUES PAVIOT in einem